



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Trost, Karl: Die Karlsschule und Schillers Jugenddramen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

größere Sicherheit und Pünktlichkeit unsrer Bahnen doch mehr als aufgewogen werden. Übrigens haben sich drüben auch die sonstigen Schattenseiten des Privatbahnsystems in wirtschaftlicher, sozialer und politischer Beziehung zufolge der Willkür im Tarifwesen, der Aufsaugung der kleinern durch die größern Gesellschaften, der Übermacht der sogenannten „Kinge“ u. s. w. bereits soweit fühlbar gemacht, daß das Verlangen nach einer starken Staatskontrolle, wenn nicht gänzlichen Verstaatlichung, immer allgemeiner wird.

Wir schließen unsre Mitteilungen mit der Versicherung, daß sie sich durchweg auf Selbstgesehenes und Selbsterlebtes gründen, und daß es keineswegs in unsrer Absicht gelegen hat, die amerikanischen Eisenbahneinrichtungen als solche zu verkleinern. Jedes Land hat seine Eigentümlichkeiten, und wenn das dortige Eisenbahnsystem den amerikanischen Eigentümlichkeiten nicht entspräche, würde es eben nicht so sein, wie es ist. Wir haben lediglich dazu beitragen wollen, daß unser einheimisches Eisenbahnwesen nicht wegen bloß vermeintlicher Vorzüge des ausländischen unterschätzt und ihm nicht aus Scheingründen die verdiente Anerkennung versagt werde.



Die Karlsruhule und Schillers Jugenddramen.

Von Karl Trost.



ie die goldnen Tage von Weimar stets die lebendigste Teilnahme rege erhalten als die Zeit, wo die ästhetische Kultur der Deutschen sich zu den höchsten, in sich vollendetsten Leistungen erhob, so wird auch eine liebevolle Forschung nicht müde, der Entwicklungsgeschichte unsrer großen Dichter nachzugehen und die Spuren ihres Werdens namentlich da zu verfolgen, wo sie, mit und an den Zeitgenossen sich heranbildend, allmählich über diese hinauswachsen. Bei aller Bewunderung für die Macht des deutschen Idealismus bringt ja namentlich die Gegenwart sich mehr und mehr die Thatsache zum Bewußtsein, daß auch der Baum unsrer nationalen Poesie keineswegs mit seinen Wurzeln in der Luft steht, daß er umso stolzer und kräftiger emporwuchs, je reichere Nahrung er aus dem mütterlichen Boden der Volks- und Zeitgeschichte saugen konnte. So hat der „junge Goethe“ manchem eine liebende Teilnahme abgewonnen, der dem „Kunstgreis“ von Weimar nur mit kühler Bewunderung gegenüberstand. Vielleicht in noch

höherem Grade aber als der vermöhlnte Sohn der Frau Rat, der vorzugsweise des eignen Herzens Geheimnisse in süßesten Worten auszuplaudern verstand, hat der junge Schiller Anspruch auf ein besondres Interesse der Gegenwart, der schwäbische Jüngling, aus dessen ersten größeren Dichtungen das Sturmgeläute einer neuen Zeit widerhallt, dessen soziale Jugenddramen, die „Räuber“ und „Kabale und Liebe,“ einen Ausblick eröffnen auf Kulturkämpfe, welche unter wechselnden Formen seitdem immer wieder mit erneuter Heftigkeit entbrannt sind. Die populärste Gattung litterargeschichtlicher Darstellung, das Theater, pflegt uns Goethes Jugend vorzuführen in Verbindung mit dem „Königsleutnant,“ den jugendlichen Schiller als „Karlschüler.“ So ist auch über die Grenzen Württembergs hinaus das Andenken an die Erziehungsanstalt erhalten, die zunächst und unter allen Umständen das Verdienst beanspruchen darf, daß sie den Sohn des Hauptmanns Schiller vor dem sonst unvermeidlichen Schwabenschicksal bewahrt hat, Theologe zu werden. Die Anstalt trägt den Namen des Herzogs Karl, desselben Fürsten, welcher in der deutschen Litteraturgeschichte sich schon dadurch einen Platz gesichert hat, daß er den unglücklichen Christian Schubart, den Dichter der „Fürstengruft,“ zehn Jahre lang auf dem Hohenasperg in Kerkerhaft schmachten ließ. Der Zorn des Herzogs gegen Schubart soll sogar vornehmlich durch ein Verschen gereizt worden sein, welches die zu Anfang der siebziger Jahre plötzlich erwachte pädagogische Liebhaberei des Fürsten verspottete, als dessen Verfasser der zu solchen Improvisationen stets aufgelegte Schubart galt. Es lautete:

Als Dionys von Syrakus
Aufhörte, ein Tyrann zu sein,
Da ward er ein Schulmeisterlein.

Schubart sollte bald zu seinem Leidwesen inne werden, daß Herzog Karl es aus dem Grunde verstand, mit dem Schulmeister den Tyrannen zu verbinden. Ohne jeglichen Rechtspruch, ohne irgend eine formelle Anklage ins Gefängnis geworfen, hat er nie erfahren, welchem bestimmten Grunde er seine zehnjährige Mißhandlung beizumessen habe. Auf das Flehen der Angehörigen ließ sich der Herzog nur zu der Erklärung herbei, es sei einzig und allein auf seine Besserung abgesehen.

Die Anstalt, in der Schiller erzogen und unter des Herzogs persönlicher Leitung „gebessert“ wurde, ward zuerst begründet auf dem Lustschloß Solitude, das von Karl Eugen in kleiner Entfernung vom Hohenasperg und etwa zwei Stunden von Stuttgart erbaut worden war. Die Anfänge waren bescheiden und ziemlich unscheinbar. Am 5. Februar 1770 wurden vierzehn Knaben, meist im Alter von dreizehn bis fünfzehn Jahren und fast lauter Soldatenkinder, berufen, um, militärisch organisiert, „durch fähige Unteroffiziere im Lesen, Schreiben, Rechnen und Christentum,“ die älteren auch im Zeichnen und der

Geometrie unterrichtet zu werden. Daneben sollten sie zu Gartenarbeiten und Baudiensten angeleitet werden, um dem Herzog für seine immer noch fortgesetzten aufwandreichen Bauten wohlfeile Arbeitskräfte zu liefern. Die Idee, für die Liebhabereien des Fürsten das Menschenmaterial aus Landeskindern heranzubilden, erhielt schon in den nächsten Monaten eine Erweiterung, indem die inzwischen auf nahezu ein halbes Hundert vermehrten Zöglinge der Schule auch für die Zwecke des Orchesters und des Ballets bestimmt wurden. Die Fürsorge für Einrichtung und Ausstattung der Anstalt gewährte dem durch Lustbarkeiten aller Art übersättigten Herzog anfangs eine angenehme Abwechslung; nach und nach fand er immer größeren Gefallen am Schulmeistern, und so entsann er sich denn auch wieder einer früheren Absicht, für den Zivil- und Militärdienst seines Landes „Subjekte“ heranzubilden, die von früh auf ganz nach seinen eignen Ideen formirt wären. Diesem Zwecke entsprechend nahm die Schule die gesamte Gymnasialbildung und einige akademische Fächer in ihr Programm auf; sie erscheint vom März 1773 ab unter dem Namen „Herzogliche Militärakademie.“ Die Benennung mochte sich rechtfertigen im Hinblick auf den streng militärischen Charakter der Hausordnung und der Disziplin. Infolge der Verschmelzung einer schon früher begründeten Académie des arts mit der „Militärakademie“ wurde der Unterricht in den bildenden Künsten, wozu auch die Gartenkunst gerechnet wurde, sowie in Vokal- und Instrumentalmusik, in dramatischer Darstellung und Ballet so weit ausgedehnt, daß die künstlerische Ausbildung bis zum letzten Abschluß geführt wurde. Eine militärische Abteilung wurde zunächst aus den Reihen der älteren Zöglinge zusammengesetzt, und dieser Zweig der Anstalt galt nicht lange nachher für eine der vollkommensten Kriegsschulen in Europa. Als ein Hauptübelstand der württembergischen Verwaltung war es, wie von manchen andern freier blickenden, so von Herzog Karl erkannt worden, daß die „Menschenklasse der Schreiber,“ Leute, die nach dem Besuch der Trivialschule nur durch die Routine gebildet waren, eine große Anzahl von teilweise einflußreichen Stellen im städtischen und Staatsdienste ausfüllte, wie denn namentlich die Finanzverwaltung fast ganz in ihren Händen war. Um diese Beamtenklasse geistig zu heben, ließ der Fürst schon im Jahre 1773 eine Abteilung der „Kameralisten“ ins Leben treten, der sich aus denselben Gründen eine forstwissenschaftliche Abteilung anschloß. Eine im Jahre 1779 eingerichtete Klasse für „Handelswissenschaft“ berührte sich vielfach mit den Lehrfächern dieser beiden Abteilungen. Die bisher erwähnten Gründungen konnten für eine dankenswerte Ausfüllung von Lücken im öffentlichen Unterrichtswesen des Landes gelten. Die Errichtung einer juristischen Abteilung im Jahre 1774 schuf aber eine unmittelbare Konkurrenz mit der Landesuniversität Tübingen und führte zu lebhaftem Konflikt, namentlich mit dem Ausschuß der Landstände. Der Herzog führte indessen das ins Auge gefaßte Programm so vollständig durch, daß im Jahre 1781 die vier juristischen

Professoren bei einer Bitte um erhöhte Besoldung geltend machen konnten, daß sie ordnungsmäßig „neun rechtliche Wissenschaften vorzutragen hätten, so auf Universitäten gar nicht vorkommen.“ Theologie war von der Akademie ausgeschlossen schon durch das Mißtrauen der in dem ständischen Vertretungskörper höchst einflußreichen Prälaten der Landeskirche gegen den der katholischen Konfession angehörigen Stifter und Leiter der Lehranstalt. Für die Entwicklung einer medizinischen Abteilung, zu welcher der ursprünglich für das Studium der Rechtswissenschaft bestimmte Schiller übertrat, war es von Wichtigkeit, daß die Anstalt im Jahre 1775 nach Stuttgart übersiedelte, welche als Landeshauptstadt, wenn auch nur etwa 16 000 Einwohner zählend, doch dem Studium Hilfsmittel bieten konnte, die eine medizinische Fakultät sonst nirgends gefunden hätte. Die entsprechende Abteilung der Landesuniversität Tübingen ward demnach auch bald überflügelt. Unter den Jüngern der Karlschule haben im allgemeinen die der medizinisch-naturwissenschaftlichen Klasse angehörigen am meisten zu ihrem Ruhme beigetragen.

Am 17. Januar 1773 findet sich in dem Rapportbuch eingetragen: „Zuwachs bei der ersten Klasse: Johann Christoph Friedrich Schiller, von Marbach, à 5 Fuß, 13 Jahre alt, evangelisch, konfirmirt; dessen Vater Hauptmann beim General v. Stainschen Infanterieregiment.“ Mit Anfang des folgenden Jahres wird der neu aufgenommene Zögling unter den „Juristen“ aufgeführt, wobei übrigens noch an kein eigentliches Fachstudium zu denken ist. Es handelte sich für den Vierzehnjährigen nur um allgemeinere philosophische Vorbildung mit Beifügung einiger juristischen Vorbegriffe *pro capto adolescentium*.

Seit die Militärakademie ihren Sitz in Stuttgart hatte, wurde sie auch im Auslande immer mehr bekannt, und von nah und fern strömten immer zahlreichere fremde Zöglinge herbei. Bisher hatte Herzog Karl die sämtlichen Besucher seiner Schule auf seine Kosten aufgenommen und erzogen, mit dem einzigen Unterschiede, daß die einen ihre Ausrüstung selbst zu bestreiten hatten, während diese den völlig unbemittelten gleichfalls gewährt wurde. Die Kosten beliefen sich um diese Zeit auf mehr als 60 000 Gulden jährlich. Im Jahre 1776 wurde zunächst aus den Ausländern eine Klasse von „Pensionärs“ gebildet, deren Geldbeitrag sich zwischen 150 und 500 fl. bewegte. Die buntere Zusammensetzung, welche die Schule dadurch erhielt, war in manchen Beziehungen anregend, anderseits brachte sie aber auch, bei den ganz verschiedenartigen Vorkenntnissen der Eintretenden, in den bisher so fest bestimmten Unterrichtsgang etwas Unsicheres und Schwankendes. Der äußere Glanz der Schule hob sich jedoch fortwährend, vor allem durch die Erhebung derselben zum Rang einer Universität. Kaiser Josef II. verfügte diese am 22. Dezember 1781. Jetzt erst wurde der Name Hohe Karlschule, ganz offiziell eigentlich „Karl's Hohe Schule,“ angenommen. Schiller, der schon 1780 austrat, ist somit nicht im strengen Sinne „Karlschüler“ gewesen. Nachdem die Universitätsrechte, welche der

Anstalt des Herzogs schon seit längerer Zeit für Württemberg zustanden, nunmehr auf das ganze Reich ausgedehnt waren, war nicht zu vermeiden, daß sie wenigstens äußerlich sich dem Charakter einer Hochschule im herkömmlichen Sinne mehr annähern mußte. Die bisherige Einheit der Akademie wurde insoweit aufgegeben, als sechs besondere Fakultäten errichtet wurden: eine juristische, eine medizinische, eine philosophische, eine militärische, eine ökonomische und die der freien Künste. Gleichzeitig erfolgte die bis dahin nur in ganz seltenen Fällen gestattete Zulassung von „Stadtstudirenden“ und zwar für alle Altersklassen. Unter 715 von 1783 bis 1793 eingetretenen finden sich über 200 Stuttgarter, von Ausländern ein reichliches Drittel der Gesamtzahl. Der Charakter der Anstalt, welcher eine nach außen streng abgeschlossene, für alle Schüler gleichmäßig gültige Hausordnung und eine jeden einzelnen stets in der Hand behaltende Leitung der Studien zur Voraussetzung hatte, erlitt dadurch eine wesentliche Veränderung.

In welcher Weise aber auch die mehrfachen im Laufe der Zeit eingetretenen Umgestaltungen auf die unmittelbaren Erziehungs- und Unterrichtszwecke ihren Einfluß äußern mochten, ganz allgemein betrachtet bot die Karlschule in der vielseitigen Berührung der verschiedenartigsten Geistes- und Lebensgebiete unter einunddemselben Dache, in dem dadurch ermöglichten Gedankenaustausch junger Leute, die nach Herkunft, Vorbildung und gesellschaftlicher Stellung die bunteste Mannichfaltigkeit darstellten, kurz, in der Universalität der geistigen Anregung Vorteile dar, wie sie in so hohem Maße anderswo nicht leicht wieder gefunden wurden. Hier dürfte auch der wertvollste Gewinn zu suchen sein, den Schiller von seinem Aufenthalt in der Karlschule davontrug. Zu der Vielseitigkeit, die Goethe durch seine Häuserziehung sich erwarb, legte Schiller den Grund in der Erziehungsanstalt des Herzogs von Württemberg, und in den Verhältnissen, in die seine Geburt ihn gestellt hatte, konnte nur diese ihm bieten, was erforderlich war, damit der große schwäbische Dichter dereinst neben Goethe die geistigen Interessen des gesamten deutschen Volkes in sich zusammenfassen konnte.

Fleiß und Wohlverhalten wurden dem vierzehnjährigen Schiller bezeugt, als er in die damals noch auf der Solitüde befindliche Anstalt des Herzogs eintrat und deren damaliger Leiter, Professor Zahn, dem neuen Bögling die Note erteilte: „überseht die in den Trivialschulen eingeführte collectionem autorum latinorum, nicht weniger das griechische Neue Testament mit ziemlicher Fertigkeit; hat einen guten Anfang in der lateinischen Poesie; die Handschrift ist sehr mittelmäßig.“ Im nächsten Jahre lautet der Bericht des Rittmeisters Faber: „Ist in dieser Zeit drei Zoll gewachsen, andächtig in gottesdienstlichen Handlungen, ehrerbietig und respektvoll gegen seine Vorgesetzten, nicht weniger verträglich und freundschaftlich gegen seine Kameraden, besitzt gute Gaben, ist schon sieben mal und erst vom 2. September bis 7. Oktober krank gelegen,

welch öftere Krankheiten auch Ursach sind, daß er bei allem seinem Fleiß gegen andre ziemlich weit zurückgeblieben.“ Professor Zahn bezeichnete Schiller als ein „mittelmäßiges Genie“; auch Professor Heyd schrieb ihm mittelmäßige Gaben zu. Mit Recht bemerkt hierzu Weltrich in seiner Schillerbiographie: „Interessanter als diese von keinerlei Tiefblick gesegneten schulmeisterlichen Zeugnisse ist eine Reihe uns aufbewahrter Urtheile der damaligen Kameraden Schillers.“ Der Herzog hatte im Herbst 1774 den Befehl erlassen, es solle jeder der ältern Zöglinge von sich selbst wie von den Genossen seiner Abteilung eine Schilderung entwerfen. Da muß es nun geradezu Bewunderung erregen, wie übereinstimmend und zutreffend das in ihnen sich aussprechende Urtheil den jungen Schiller kennzeichnet. „Schiller ist ein lebhafter und aufgeweckter Geist. Ein jeder seiner Gedanken ist voll natürlichen Witz,“ schreibt sein Mitzögling Eisenberg. Ähnliche Urtheile wiederholen sich. Witzig im Gespräch nennt ihn Brand; „er hat besonders sehr witzige Einfälle,“ setzt Kerner hinzu. „Wenn ich mich nicht betrüge, so liegen in diesen [Schiller und von Hoven] besondere Genies verborgen,“ bemerkt Plüningner; Schiller „ist gutherzig, lustig und dichtet gern,“ schließt Hetsch seine Charakteristik. Der letztgenannte Punkt ist der weitaus am häufigsten bemerkte. Sogar Schillers „Neigung zur tragischen Poesie“ wird ausdrücklich hier hervorgehoben. In das dreizehnte Jahr des Knaben setzt der Vater die Abfassung eines Trauerspiels mit dem Titel: „Die Christen.“ In das Jahr 1773 fällt auch der Entwurf eines epischen Gedichtes „Moses.“ Der Gegenstand beider Versuche weist auf Klopstock hin und auf die religiöse Gesinnung des väterlichen Hauses.

Welches aber war der Geist, der in der Erziehungsanstalt herrschte, der der Hauptmann Schiller seinen Sohn nur widerwillig und zögernd übergeben hatte? Es war, kurz gesagt, der Geist des Mannes, der die Anstalt für seine Zwecke geschaffen hatte, der in ihrer persönlichen Leitung eine dauernde Unterhaltung, in ihren Erfolgen eine Befriedigung seiner Prunksucht und Eitelkeit suchte. Allerdings bildet das Jahr 1770, in welches die Anfänge der Karlschule zu setzen sind, bis zu einem gewissen Grade den Wendepunkt in Karls Leben. Der lange Streit mit der Landschaft wurde in diesem Jahre durch den „Erbvergleich“ geschlichtet und für die kommenden Jahre ein leidliches Verhältnis hergestellt. In eben diese Zeit fällt auch die Bekanntschaft des Herzogs mit der später zur Reichsgräfin von Hohenheim erhobenen Frau von Lentrup. Daß diese „Freundin,“ indem sie sich mit klug berechneter Schmiegsamkeit in die Eigenwilligkeiten und Launen des Herzogs schickte, einen mildernden und mäßigenden Einfluß auf ihn ausübte, wird sich nicht bestreiten lassen. Im großen und ganzen stellt aber der Herzog nach wie vor den vollendeten Typus eines nach französischen Mustern arbeitenden kleinstaatlichen Despoten dar. Der Stil der Ludwige war es, der auch in der Karlschule nachgeahmt, nicht selten parodirt wurde. Die angeborene Herzlosigkeit des Herzog trug das ihre dazu bei, das

Mechanische und Beengende wälscher Erziehungsweise für deutschgeartete Jünglinge noch empfindlicher zu machen. Die allgemeine Stellung Karls zu den Bildungsfragen der Zeit charakterisirt sich zunächst dadurch, daß in der Militärakademie der Unterricht im Deutschen erst ganz vernachlässigt, später nur sehr stiefmütterlich berücksichtigt wurde, deutsche Litteratur ganz ausgeschlossen war. Für Poesie, überhaupt für denjenigen Teil der Kunst, der nichts in die Sinne fallendes bot, also weder Prunksucht noch sinnlichen Reiz befriedigte, mangelte dem Herzog jegliches Verständnis. In der Akademie waren Architekten, Bildhauer, Maler und Musiker mit Gärtnerburschen, Ballettänzern und „künftigen Bedienten“ sämtlich in demselben Fach zusammen geworfen. Ein geschickter Perrückenmacherlehrling galt dem Herzog als talentvoller „Künstler“ und wurde von ihm ausgezeichnet. Natürlich nur in der Weise, die der ganzen zu kavaliermäßiger Behandlung nicht zugelassenen Abteilung zukam. Daß ein junger Mann aus guter Familie Reigung haben sollte, den Pinsel zu führen, wurde von dem Fürsten, der für Dekorationen Millionen verschwendete, als ein Zeichen niedriger Gesinnung angesehen. Daher er den später berühmt gewordenen Eberhard Wächter mit den Worten anfuhr: „Was, Er, ein Regierungsratssohn, schämt sich nicht, Maler werden zu wollen?“ Ganz auf derselben Stufe, wie seine Auffassung der Kunst, stand die Ansicht Serenissimi von der Sittlichkeit und der Heranbildung zu deren Bethätigung. Wie hätte auch dieser französisch zugestuzte Despot eine Ahnung davon haben sollen, daß Sittlichkeit ein innerstes Vermögen der Seele sei, das seinen kategorischen Imperativ in sich selber trägt! begreifen sollen, daß für die Entwicklung des Charakters wie des Geistes die Lebenslust der Freiheit ein unentbehrliches Element ist! Eine gewisse militärische Disziplin und Ordnung war gewiß unentbehrlich, wo drei- bis vierhundert junge Leute zusammen leben und arbeiten sollten. Aber die Karlschule ging hierin über jedes vernünftige Maß hinaus. Die frühere Soldatenspiellerei des Herzogs wurde auf die Schule übertragen; die Disziplin verfolgte weniger einen Erziehungszweck, als daß sie die Handhabe bot, einerseits mit der Akademie Parade zu machen, anderseits die ihr angehörigen in einer die gesamte Lebensordnung durchdringenden Abhängigkeit zu erhalten. Einförmiger Mechanismus beherrschte die ganze Hausordnung. Charlotte von Bengelsb., die auf einer Reise in die Schweiz im Jahre 1783 die Akademie besuchte, ohne zu ahnen, wie viel Interesse deren Räume für sie haben sollten, bemerkt in ihr Tagebuch: „Die Einrichtung der Akademie ist sehr hübsch. Aber es macht einen besondern Eindruck aufs freie Menschenherz, die jungen Leute beim Essen zu sehen. Jede ihrer Bewegungen hängt von dem Wink des Aufsehers ab. Es wird einem nicht wohl zu Mute, Menschen wie Drahtpuppen behandelt zu sehen.“

Geradezu empörend, nicht bloß nach unsern heutigen Begriffen, war in manchen Fällen die Zurechnung von Strafen und die Art und Weise, wie sie

Grenzboten II. 1888.

vollzogen wurden. Hatte sich ein Bögling irgendwie vergangen, so wurde ihm ein „Strafbillet“ ins Knopfloch geheftet, mit welchem der also dekorirte bei der Aufstellung zum Mittagessen zu erscheinen hatte. Der Herzog, der sich zur Musterung einfand, mußte das Billet bemerken, untersuchte den Fall und bestimmte gewöhnlich selbst die Strafe. Diese bestand in Entziehung des Essens, des sonntäglichen Spazierganges, in Arrest, aber auch in Züchtigungen mit der Rute. Schiller hat während seines ganzen Aufenthaltes in der Schule nur sechs Strafbillets erhalten. Sie beziehen sich zur Hälfte auf Verstöße gegen die Vorschriften über Frisur, Uniform, Bettmachen. Derartige Rügen werden dem jungen Dichter nicht gar zu empfindlich gewesen sein. Welchen Eindruck aber mag auf sein Gemüt die Bestrafung in zwei andern Fällen gemacht haben, die sich in den Akten verzeichnet finden. Die Kost war, so lange die Erziehungsanstalt sich auf der Solitude befand, gering und spärlich. Ohne Zweifel hungrig, verschaffte sich der „Eleve“ Schiller einmal „vor 6 Kreuzer Becken auf Borg“; er wird am 20. November 1773 „mit 12 Weydenstockstreichen“ dafür gezüchtigt, vermutlich vor den Augen seiner sämtlichen Kameraden, bei Tisch. Das war gemeiner Brauch der Anstalt. Ein zweites Strafbillet, aus ähnlicher Ursache, erhielt er am 24. Dezember 1773. Der Eintrag, der die Strafe namhaft macht, lautet: „Eleve Groß jun., weil er sich durch die Reinigungsmagd Coffé machen lassen, und der ein Hemd davor gegeben; Eleve Schiller und Baz, weil sie in Gesellschaft des Eleven Groß jun. Coffé bei besagter Cammermagd getrunken.“ Der 24. Dezember 1773 war der erste heilige Abend, den Schiller fern vom elterlichen Hause verlebte! Besuche der Eltern und Verwandten in der Akademie konnten nur mit besondrer Erlaubnis des Herzogs oder des Intendanten stattfinden, und die Unterredung durfte nur in Gegenwart eines Aufsehers vor sich gehen. Ferien gab es erst von der Zeit ab, wo die Anstalt zur Hochschule erhoben war; bis dahin hatten Lehrer und Schüler außer den kirchlichen Festtagen, sowie den Geburtstagen des Herzogs und der Reichsgräfin Franziska von Hohenheim keinen Tag freier Erholung und Entspannung des Geistes.

Charakteristisch für die Zeit und ganz besonders widerlich für unsre heutige Empfindung ist der Kultus für die herzogliche Mätresse, der der heranwachsenden Jugend gewissermaßen aufgenötigt wurde. Süßliche Frauenzimmerromane und leider auch Schillerbiographien, die sonst nicht verdienstlos, aber deklamatorisch phrasenhaft sind, wie die von Emil Palleste, schwelgen freilich in der Vorstellung, wie Karl Eugen am Arme der Frau von Leutrum in der Akademie zu Stuttgart erschien und mit ihr die Abendtafel hielt, wie die Jungen samt und sonders sich in Franziska verliebten und ihr „funkelndes Auge, ihre milde Stimme, der mystische Reiz ihrer Beziehungen zum Herzog“ die Phantasie der weltabgeschiedenen Jünglinge entflammte. Mit Recht bemerkt dagegen Richard Weltrich (Friedrich Schiller, I. 134), daß eher von der außerordentlichen Rück-

sichtslosigkeit und Versündigung am Geiste der Jugend zu reden sein möchte, welche darin bestand, daß der Herzog die Gräfin Franziska, so lange sie noch seine Mätresse war, in die Schule mitbrachte und so ein über die Sitte sich schleierlos hinwegsetzendes Verhältnis immer wieder dem Nachdenken der Unmündigen in den Weg rückte. Die ganze Einrichtung und Leitung der Schule war aber darauf angelegt, Karl als den Gott und die Reichsgräfin als die Göttin in dieser Schöpfung erscheinen zu lassen. Die Vorstellung, welche Karl Eugen hatte von dem Abstände zwischen seiner Person und der nichtfürstlichen Menschheit, war eine groteske Parodie des Dünkels der französischen Ludwige. Knechtische Unterwürfigkeit und plumpe Schmeicheleien, in denen der Geschmack römischen Cäsarenwahnsinns vielleicht Ironie gewittert hätte, das waren die Huldigungen, die Herzog Karl für sich und seine Geliebte von der Jugend seiner Anstalt verlangte. Daß nebenbei über den Rangunterschied unter den Zöglingen selbst sorgfältig gewacht wurde, versteht sich von selbst. Nach der Versailles Ansicht von der Menschheit war ja allerdings neben den König gestellt der Adel nichts, aber ganz und gar nichts neben dem Adel der Bürgerstand. In Karl Eugens Akademie waren die Zöglinge nach dem Range ihrer Eltern in Klassen geschieden; durch Abzeichen wie durch Behandlung wurden Kavaliere, Honoratiorensöhne, Offiziersöhne und Bürgerliche an die Ungleichheit des Standes erinnert. Beim Baden im Teiche der Solitüde sprangen die Adlichen von der einen, die Bürgerlichen von der andern Seite des Dammes ins Wasser!

Wie viel Schiller für seine Kenntnis der alten Sprachen in der Militärakademie gewonnen hat, läßt sich schwer bestimmen, da die Einrichtung der Schule nicht gestattet, auch an der Hand eines sehr umfangreichen Altenmaterials den Gang eines einzelnen Zöglings durch feststehende Klassen mit bestimmtem Pensum hindurch zu verfolgen. Daß Schiller ein Kollegium über Virgil besucht, ebenso daß er den Sallust lateinisch gelesen hat, ist bezeugt. Dagegen hat er die Bekanntschaft desjenigen Schriftstellers des Altertums, der auf seine Entwicklung den größten Einfluß übte, des Plutarch, nur in der Übersetzung gemacht. Was aber den Geist Plutarchs betrifft, so verstand keiner, der den Schriftsteller griechisch zu lesen vermochte, den tiefen Sinn dieser geschichtlichen Darstellungen so zu erfassen wie Schiller. An den Helden des Plutarch richtete sich Schillers eigner heldenhafter Sinn empor, wie seine dichterische Anlage zu höherm Fluge emporgetragen wurde durch den Schwung des Klopstockschen Geistes. Eine Fülle poetischer Anregung strömte dem Jüngling aus Goethes „Werther“ zu, und den in ihm schlummernden Sinn für dramatische Wirkung weckte die Bekanntschaft mit dem Titanen Shakespeare. Am unmittelbarsten entscheidend aber für Schillers ganze Stellung zu den Kulturfragen, wie den sozialen und politischen Fragen, die ihn umgaben, zeigt sich die Einwirkung der Ideen Jean Jacques Rousseaus. Dieses Anstürmen gegen die Autorität des Herkommens, gegen

alle unter dem Zwang und der Lüge der Kultur mißbildete Sitte, gegen alle bestehenden Gesellschaftszustände, die mit hinreißender Wärme des Herzens gepredigte Rückkehr zur Natur, zur Einfachheit und primitiven Unverdorbenheit mußte das Herz eines Jünglings wie Schiller mächtig entflammen. In der Brust des Dichters, sagt Weltrich, baute eine Welt sich auf, die zu Form und Bestand seines äußerlich-gegenwärtigen Lebens in einem unvermittelten und trozigen Kontraste stand.

Diese innere Welt, wie sie in des Dichters Gemüt und Phantasie sich gestaltete, ist die Heimat der „Räuber.“ Die Ausarbeitung dieses Trauerspiels fällt hauptsächlich in das Jahr 1780, und es war beinahe vollendet, als Schiller zu Ende dieses Jahres die Akademie verließ. Goethe nennt bei Eckermann das Gedicht eine „Produktion genialer jugendlicher Ungebuld und Unwillens über einen schweren Erziehungsdruck.“ Aber diese Äußerung, welche in den üblichen litterargeschichtlichen Urteilen überall wiederklingt, wird dem Genius, der in Schillers ersten Dramen walzt, bei weitem nicht gerecht. Ja die Hauptsache ist übersehen. Hätte Schiller das große satirische Talent, mit welchem die Natur ihn ausgestattet hatte, dazu verwenden wollen, seinem Unmut Luft zu machen über den zopfigen Despotismus des Tyrannen und des Schulmeisters Karl Eugen, so hätte ihm das Leben in der Karlschule Stoff genug geboten zu grotesken Szenen, denen Schillers Pinselführung die packendste Naturwahrheit hätte verleihen können. Aber das Dichtergemüt Schillers empfand in dem Hemmenden, Beengenden, sein sittliches Gefühl Störenden, was ihm begegnete, nicht bloß den persönlichen Druck, das persönliche Leiden, es ahnte dessen Zusammenhang mit den allgemeinen Mächten der Lüge und Gewaltthat, welche die Welt in Fesseln hielten, und, das eigne Ich zum allgemeinen Ich erweiternd, empfand er, was alle empfinden mußten, deren sittliches Gefühl ebenso gestimmt war wie das seinige. Schillers Dichterauge erkannte hinter dem Schleier der Erscheinung deren symbolische Bedeutung, den Hinweis auf das Prinzip einer verlebten Weltordnung. An dieser Weltordnung, an dem verkommenen und verrotteten ancien régime des Bourbonentums, welches, mit Ausnahme des vom Königtum der Pflicht beherrschten Preußens, auch Deutschland in Banden hielt, übte der Räuber Moor denselben Akt der Volksjustiz, durch welche wenige Jahre darauf die Bastille gestürmt und der sechzehnte Ludwig gezwungen wurde, wieder in Paris seinen Wohnsitz zu nehmen, um in täglicher Berührung mit dem Volke inne zu werden, daß auch er ein Mensch sei wie die Andern, die Andern Menschen wie er. In Bezug auf dramatisch lebendige Verkörperung geschichtlicher Zeitstimmungen läßt sich kein andres Erzeugnis unsrer Litteratur Schillers „Räubern“ an die Seite stellen; nur Fichtes Reden lassen sich damit vergleichen. Die Leidenschaft des sozialen Revolutionsgedankens kommt in des schwäbischen Dichters dramatischen Erstlingswerken ebenso zum Ausdruck, wie bei Fichte das Pathos der nationalen Wiedergeburt. „Soll

er dir — sagt der Räuber Razmann von seinem Hauptmann — einen Landjunfer schröpfen, der seine Bauern wie das Vieh abschindet, oder einen Schurken mit goldenen Borten unter den Hammer kriegen, der die Geseze falschmünzt oder das Auge der Gerechtigkeit überfilbert, oder sonst ein Herrchen von dem Gesicht — Kerl! da ist er dir in seinem Element und haust teufelmäßig, als wenn jede Faser an ihm eine Furie wäre.“ Wie mochte dem Herzog von Württemberg zu Mute sein, wenn er die Erzählung zu lesen bekam, womit Kosinsky um Aufnahme in die Räuberbande Moors nachsucht: „Sie war bürgerlicher Geburt, eine Deutsche — übermorgen sollte ich meine Amalia vor den Altar führen. Mitten unter den Zurüstungen zur Vermählung werd ich durch einen Expressen nach Hof zitirt — man nahm mir den Degen ab, warf mich ins Gefängnis — endlich erschien der erste Minister des Hofes, wünschte mir zur Entdeckung meiner Unschuld Glück. Setzt im Triumphe nach meinem Schloß, in die Arme meiner Amalia zu fliegen — sie war verschwunden. — Man hatte ihr die Wahl gelassen, ob sie mich lieber sterben sehen oder die Mätresse des Fürsten werden wollte.“ Kein Zweifel — dergleichen Geschichten hat sich die Jugend der Karlschule manchmal ins Ohr geflüstert. Denn mochten immerhin die Zöglinge noch strenger als durch Klostermauern von der Welt abgeschlossen sein, sie waren doch von überall her aus dem Lande Württemberg, aus Deutschland und selbst aus fremden Ländern in der Anstalt zusammengekommen, und was draußen geschah, was fürstliche Rüstlinge sich einem geknechteten Volke gegenüber erlaubten, das wurde dort wiedererzählt und mußte in der stillen Abgeschlossenheit auf jugendliche Gemüther einen nur umso tiefern Eindruck machen. „Kabale und Liebe“ ist ganz erfüllt von dem erwachten Selbstbewußtsein und dem gereizten Sittlichkeitsgefühl des Bürgertums. In diesem Geiste, ja bisweilen in diesem Tone schreibt der Abbé Sieyès von den Privilegirten, wenn er in seiner Broschüre: „Was ist der dritte Stand?“ das Programm ausgiebt für die Revolution. Wenn Luise Millerin mit Rousseauscher Schwärmerei einer bessern Welt gedenkt, wo „die Schranken des Unterschiedes einstürzen, von uns abspringen all die verhaßten Hüllen des Standes, Menschen nur Menschen sind,“ so erinnert wiederum Schiller ganz an den Hohn eines Beaumarchais, wo er den Hofmarschall von Kalb sein entsetzliches Unglück schildern läßt: „Von Bock und ich — wir kriechen durch den ganzen Redoutensaal, das Strumpfband zu suchen — endlich erblick ichs — von Bock merkt's — von Bock darauf zu, reißt es mir aus den Händen — ich bitte Sie! bringt's der Prinzessin und schnappt mir glücklich das Kompliment weg — ich meine in Ohnmacht zu sinken.“ Das ist der Hofadel, dem gegenüber der von wahrem Gefühl befeelte, einfach menschlich denkende Ferdinand sein stolzes Recht als Mann in die Worte kleidet: „Laß doch sehen, ob mein Wappen giltiger ist als die Handschrift des Himmels in Luises Augen: dieses Weib ist für diesen Mann?“

Der Beifall, mit welchem besonders die zeitgenössische Jugend die sozialrevolutionären Dichtungen Schillers aufnahm, beweist, wie sehr auch im deutschen Bürgerstande die Stimmungen verbreitet waren, die in Frankreich zu dem Ausbruch von 1789 führten. Aber die politischen Verhältnisse im heiligen römischen Reiche machten eine andre Revolution, als die bürgerlich-soziale, zu einer viel dringlicheren Angelegenheit: die Fürstenrevolution, durch welche wenigstens die faulsten und ohnmächtigsten Landeshoheiten beseitigt und überall, wo es irgend anging, mit der Verwirklichung des Staatsbegriffes Ernst gemacht wurde. Dieser so notwendigen und heilsamen Revolution, die sich freilich unter Frankreichs Mitwirkung vollzog, sah das deutsche Volk that- und theilnahmslos zu. Für die Idee des Staates blieb Sinn und Herz meist verschlossen. Und weit von ihr weg flüchteten unsre großen Dichter, Goethe und Schiller voran, aus der Sinne Schranken in die Freiheit des Gedankens, in das Reich der Poesie und des ästhetischen Genusses. Auf diesem Standpunkte mochte dann freilich Schiller nicht mehr gern erinnert sein an das revolutionäre Überschaumen seiner Jugend und konnte Goethe halb mitleidig über die „Räuber“ das kunstgreisenhafte Urtheil sprechen, sie seien ein „Produkt jugendlicher Ungeduld.“ Sie sind das Erzeugnis des Stürmens und Drängens einer neuen Zeit, die allerdings, wie sie große Fortschritte der Menschheit aufzuweisen hat, auch überreich ist an großen Irrthümern. Den Irrthum der Revolution für die Menschheit unschädlich zu machen, wird aber nie gelingen, wenn die Besten in vornehmer Selbstgenügsamkeit dem ästhetischen Ideal leben wollen; die Macht, welche dem revolutionären Unheil gewachsen ist, ruht allein in dem Gedanken der Pflicht, des Staates, des Vaterlandes.



Wiener Litteratur.



an hat vor einiger Zeit klagend ausgerufen: Wien ist keine Theaterstadt mehr, Wien „war“ eine Theaterstadt. Die Berechtigung dieses Klagerufes wurde von vielen Seiten bestritten, indem man auf die Wiener Operettendichter und Operettenkomponisten hinwies, die noch immer den deutschen Theatermarkt beherrschen, und auf die Leistungen des Wiener Burgtheaters, welches von keiner andern deutschen Bühne übertroffen wird und seine Vormacht behauptet. Daß aber Wien schon längst keine litterarische Stadt mehr ist, was es in den sechziger und auch in den siebziger Jahren noch war, das wird zwar nirgendshin